Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 18

Artikel: Das liebe Mariechen [Schluss]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635685

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 3. Mai

. . Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern . .

D' Jahreszyte.

Von Georg Kueffer.

Früehlig.

Wie-n-es Meitelihärz isch d'Wält:
D'Liebi tuet dra töpple. —
D'Sunne schläckt dr Schnee vom Käld —
Isch es ächt nume zum Köpple?

Summer.

D'Buebe pfyfe dür d'Summernacht,
Wo zu de Meitli gange. —
D's Lädeli het's zuegmacht,
Drhinter tuet es plange.

Herbscht.

Es Summervögeli setzt sich no
Uf enes Rosechnöpfli.
Späte Gascht! Wärsch ender cho!
Gsesch nit: es hänkt scho d's Chöpfli.

Winter.

D's Gräbli schwygt für lange Zyt. —
Zum Himmel us tänzle Flöckli,
Und d'Vögeli si so stärnewyt. —
Doch d'Wält spinnt d's Hochzytsröckli!

Das liebe Mariechen.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

5. (Schluß.)

Am folgenden Morgen stürmte die wilde Jagd durch das Marienhaus. Sie suchten, wie im Hohelied, die sie liebten, und fanden sie nicht. Der ganze Schwarm, voran Schwester Anna, hinter ihr die Blauleinenen, jagten treppauf und -ab, schwenkten links und schwenkten rechts und standen endlich ratlos vor den Oleanderbäumen, die eben ganz feine, kleine, kaum sichtbare Knospen zu treiben begannen.

Einem der Zöglinge fiel ein, man könnte in den Schubladen und dem Schrank Maries nachsehen, vielleicht fände man irgend eine Weisung. Und die Treppe hinauf stürzte die ganze Schar in das Zimmer mit den fünf Betten und den fünf Stühlen.

Man fand da allerlei. Dinge, die man nicht erwartet hatte. Schwester Anna fuhr es vor Schrecken heiß durch alle Glieder. Getragene Bänder und Rosetten, blaue, rosafarbene, violette, gelbe. Leere Schokoladenschachteln, die von vergangenen Herrlichkeiten erzählten, zerknitterte Briefumschläge mit farbigen Siegeln, die Briefe enthielten, auf denen unbekannte, aber stets männliche Namen sich fanden, und gelbe, rotgesiegelte, alles an Fräulein Rose Marie adressiert, Kellerstraße Nr. 8, und der Name der Stadt dabei. Die rotgesiegelten waren Geldanweisungen, kleinere und größere, von unbekannten Gönnern. In den Ecken trieben sich ein paar Zigarettenstümpchen herum, geleerte, duftende Fläschchen, Taschentücherfetzen, zerrissene durchbrochene Strümpfe und endlich ein Brief, in dem Marie zu einem Stelldichein zu kommen versprach: Wenn ich meinen Markttag habe. Und dahinter ein paar Ausrufungszeichen.

Schwester Anna hatte längst die blauen Mädchen fortgeschickt und kniete mit Schwester Berta schlotternd vor den Fetzen, die höhnend und grausam der Guten ins Gesicht lachten.

Das war ihr Mariechen?

Schwester Anna verlor aber den Glauben an das fromme Kind noch nicht. Es mußte etwas dahinter stecken. Ein Scherz. Vielleicht ein böser Witz, ein schlechter Streich. Aber wer erlaubte sich den?

Plötzlich ertönte ein lauter Schrei von den Erbsenbeeten her. Eine Magd stand dort und reckte die Arme gen Himmel. Alles stürmte hin.

Da flatterte Mariechen — oder was im Marienheim Mariechen gewesen — an einer Stange als Vogelscheuche. Das blaue Leinenkleid sorglich ausgestopft, die gestreifte Schürze darüber, die Strümpfe mit Waden von Stroh, darunter die schweren nägelbeschlagenen Schuhe. Auf einem Gesicht, das aus einem Handtuch verfertigt war und das mit Augen und Mund aus Tinte grinste, saß der schwarze, gerade, steife Anstaltshut. Schwester Annas Augen röteten sich. Ihr wurde elend zu Mut, und sie wankte ins Haus. Die Blauen entfernten sich und gingen an ihre Arbeit, mit Lachen in den Mundwinkeln, Neid, Lust am Spaß und auch mit ehrlicher Empörung über Maries Komödienspiel.

Als sich die gute Schwester Anna etwas von ihrer seelischen Erregung erholt hatte, begann sie zu telephonieren. Stundenlang klingelte sie und klingelte es zurück. Langsam entrollte sich vor ihr ein Lügengewebe, wie es in seiner Eigenart und Kunst nur an die schillernden japanischen Stoffe erinnern konnte, die Gedichte der Harmonie und der Gegensätze waren. Aber Schwester Anna war diesmal zu nahe beteiligt, als daß sie auf die große Kunst in dem Aufbau von Schlechtigkeit und Falschheit aufmerksam geworden wäre. Es brach alles zusammen in ihr und um sie. Schwester Berta und die Blauleinenen brachten eine Schreckenskunde nach der andern.

Wie der Blitz hin- und herfährt, im Zickzack trifft und keine Ruhe gibt, ehe er seine Opfer gefunden, so sprang das Gerücht von Maries Entweichung die Straße hinunter, der Stadt zu und dort von Haus zu Haus. Einem Heerwurm gleich kamen die Händler, die Krämer, die Lieferanten, die Handwerker, die Obstfrauen und verlangten Bezahlung; denn sie alle waren von Marie auf später vertröstet worden, keiner hatte Geld erhalten, nicht eine der Rechnungen, die sie zu berichtigen gehabt hatte, war bezahlt. Die Hefte, die tadellosen, die Marie geführt hatte, waren gefälscht. Die Wäscheschränke, die sie unter sich hatte, standen vorne ruhig und vollzählig da, hinten aber gähnte das Nichts.

Schwester Anna mußte sich zu Bett legen. Sie fieberte. Ihr lagen Glaube, Hoffnung und Liebe durcheinander auf einem Haufen . . .

Am Nachmittag fand sich der gesamte Vorstand des Marienhauses zusammen. Zuerst fuhr die Frau Baronin vor. Sie wußte es natürlich auch schon, daß sie von Mariechen nichts mehr zu fürchten hatte. Nun ade, Amerika, Farmerwesen und Heirat, o Hans Friedrich! Weggewischt, getilgt die Verirrung, die ein Sellnau, ein Urenkel des Fürsten von und zu Friedenau-Herrenau, sich zu schulden kommen ließ!

Die Frau Baronin wehte hin und her, sie lispelte und raschelte und sprach beruhigende Worte zu Schwester Anna. Sie hielt dem versammelten Hause eine kleine Rede vom Unkraut unter dem Weizen. Andächtig hörten die Blauleinenen zu. Die Bescheidenen fühlten sich vom Unkraut getroffen, die andern zählten sich ohne weiteres zum Weizen.

Die gnädige Frau begrüßte auch mit einem feinen verzeihenden Lächeln Herrn und Frau Doktor Meerheim, die eilends herausgefahren kamen, durch das traurige Ereignis versöhnt.

Nichts lag aber dem Doktor ferner, als zu triumphieren. Er hatte genug an Schwester Anna und seiner Frau herumzutrösten; sie saßen zusammen und weinten. Die kleine Doktorin besonders deshalb, weil sie nun nie in ihrem Leben mehr denken konnte, die Menschen hätten nur eine Haut um die Seele. Bald darnach wurde sie aber wieder froh; denn mußte sie auf ihren Bernhard nicht stolz sein, der dies alles fast vorausgesehen hatte? Sie wollte ihm von nun an ohne weiteres glauben.

Auch die Frau Pfarrer Zimmerlin erschien eine Stunde später. Die Sache mit Mariechen brach ihr fast das Herz. Sie saß vor der Schublade mit den Liebesbriefen und den leeren Konfektschachteln und weinte ebenfalls vor Enttäuschung und Kummer. Aber lange nicht so ausgiebig und ausdauernd, wie sie am nächsten Morgen im Lokal des Frauenvereins weinte, da sie entdecken mußte, daß Marie, ermuntert durch die Erfolge im Marienheim, auch hier ihre Intelligenz betätigt hatte. Wie gedrillte Soldaten, die roten Bändchen um den schneeweißen Leib, standen die vordersten Reihen der Wäschestücke. Doch war ihnen der Rücken nicht gedeckt, der Nachschub fehlte; denn der hatte Fersengeld gegeben auf Nimmerwiedersehen. Die Frau Pfarrer nahm darauf ihren Abschied als Präsidentin des Vereins und ersetzte die teure Wäsche.

Der Herr Strehlmeier, Mariechens Onkel, teilte am Nachmittag Schwester Anna durch das Telephon mit, daß er von dem heutigen Tage an keine Nichte mehr habe.

Die ganze Gesellschaft saß tief bedrückt da. Nur die Frau Baronin suchte holdselig und selten leutselig Trost um sich zu verbreiten. Die lebenslang geübte Kunst, sich zu beherrschen, half ihr die Ungeduld verbergen, die sie erfüllte. Sie konnte den Augenblick nicht erwarten, in dem ihr Sohn vor ihr stehen würde als ein Gedemütigter. Sie wollte ihm sagen: Siehst du nun, Hans Friedrich, daß du dein Herz in eine Pfütze geworfen? Welch Gesicht hat deine Liebe, Hans Friedrich? Das einer Dirne, einer Diebin! Danke Gott und deiner Mutter, Hans Friedrich, die dich vor dem Ungeheuern bewahrten!

Wohlvorbereitet betrat sie ihre Wohnung und ließ ihren Sohn, den jungen Herrn Baron, zu sich bitten. Aber er war nicht zu finden. Auf dem gelben Sammetsofa saß die Frau Baronin, wartete und starrte durch ihr goldnes Lorgnon ins Leere. Sie wartete sehr lange. Endlich ließ sie ihr Lorgnon fallen. Ein fürchterlicher Verdacht stieg in ihr auf. Und ihr Geist ahnte das Richtige: Hans Friedrich war mit Mariechen über alle Berge . . . .

— Ende. —